



Unterwegs für eine moderne Kirche: Kirchenpräsidentin Franziska Driessen, Seelsorgerin Katharina Jost und Barbara Kückelmann, Pastoralverantwortliche.

Lucien Fluri

Auch die Maske überdeckt den Seufzer nicht. Barbara Kückelmann atmet tief durch. Für die Seelsorgeverantwortliche des Bistums Basel waren die jüngsten Äusserungen aus Rom wie ein Schlag ins Gesicht. «Irgendwann glauben uns die Menschen nicht mehr, dass wir für Offenheit stehen», sagt die 62-Jährige.

Zu Ostern blickt die katholische Kirche auf turbulente Wochen zurück. Das Erzbistum Köln patzte bei der Aufarbeitung alter Missbrauchsfälle. Dann kam der Vatikan und fand, dass schwule und lesbische Paare nicht gesegnet werden dürfen. Es sind Meldungen, die jedes Jahr Tausende zum Austritt aus der Kirche bewegen. Leute, die sich enttäuscht abwenden. Barbara Kückelmann, Franziska Driessen und Katharina Jost aber sind geblieben. Im Innern der Kirche kämpfen sie für Veränderungen. Mal hoffnungsvoll, mal nahe an der Zermürbung. Was hält sie?

Zürich: Der Ort der klaren Worte

Mitten in Zürich liegt das Büro von Franziska Driessen-Reding. Reformiert, hip, urban. Schwieriger kann das Terrain für die katholische Kirche kaum sein. Doch Driessen, Präsidentin der Zürcher Kantonalkirche, lässt sich nicht beeindrucken. Die 52-Jährige trägt eine dunkle Brille und hohe Absätze. Wenn sie entrüstet ist, sagt sie: «Sorry, gaht gar nöd». Die dreifache Mutter steht mit beiden Beinen im Leben – und will die Kirche dort behalten. Sie sagt: «Liebe ist Liebe, egal welchen Geschlechts». Sie fordert, dass 50 Prozent der hohen Posten in der Kirche an Frauen gehen. Sie will Veränderung. «Und wenn die in Rom das nicht schaffen, muss die Basis aufstehen. Es ist wie mit der Pille und dem Kondom. Da musste auch nachgeholfen werden.» Sie fordert die Männer in der Kirchenhierarchie auf, ihre Macht zu nutzen. Zu oft bedeute die Entschul-

Auf Mission für eine moderne Kirche

Es brodelt an der katholischen Basis. Ob Frauenfrage oder Segnung für Homosexuelle: Gläubige begehren gegen Roms Starrsinn auf, sie wollen die Kirche von innen verändern, statt auszutreten. Was treibt sie an?

digung «Ich habe zu wenig Macht» nur: «Ich habe keinen Mut.»

Würden Priester solche Sätze sagen, müssten sie um ihren Job bangen. Driessen muss keine Angst haben: Sie profitiert vom speziellen Schweizer System, das neben den Bistümern noch demokratisch organisierte Kirchgemeinden kennt. «Das gibt mir Freiheiten und ich nehme sie mir», sagt die frühere Lehrerin. Als Bischof Vitus Huonder in Chur ein erkonservatives Regime führte, wurde sie als Präsidentin der Kantonalkirche zur Gegenspielerin. «Die Herren in Chur hatten Freude an der theologischen Auseinandersetzung. Aber sie vergassen, dass es da draussen ein Volk Gottes gibt», sagt sie. Die Zeiten sind vorbei: In Chur tritt die alte Garde ab. Ein neuer Bischof verspricht Hoffnung.

Wenn man Driessen-Reding fragt, welche Kirche sie sich wünscht, dann denkt sie zuerst zurück an ihre Kindheit. An die Kirche, in der sie aufgewachsen ist. Der Vater reformiert, die Mutter katholisch. Man feierte gemeinsam. «Ich habe nicht realisiert, dass es einen Unterschied gibt.» Und wenn man sie fragt, warum sie der Kirche nicht den Rücken gekehrt hat, dann beginnt sie von der Paarberatung zu sprechen. Sie

erzählt von Schwester Ariane, die täglich an der Langstrasse Prostituierten und Bedürftigen hilf. Sie erzählt von lebendigen Festen mit Polen und Italienern, vom Einsatz für Flüchtlinge. Von einer Kirche, die universelle humane Werten lebt und deshalb der Politik aufzeigen kann, wenn etwas schief läuft. «Es gibt so viel Gutes, das die Kirche tut. Dafür will ich mich einsetzen.»

Dagmersellen: Der Ort des gesellschaftlichen Kitts

In luzernischen Dagmersellen steht die Kirche (noch) mitten im Dorf. Ein prächtiger Bau, umgeben von Wiesen. Idyllischer könnte ein Flecken Erde kaum sein. Das täuscht nicht darüber hinweg, dass das Bild Risse bekommt. «Die Kirche ist nicht trendy. Es ist salonfähig, auszutreten», sagt Pfarreiseelsorgerin Katharina Jost Graf. Die Kirche spürt dies auch in Dagmersellen, wo es noch eine Post, Beizen und Dorfplätzen gibt. Wo die Bindung an Traditionelles lange stärker war als in Städten.

Gemeinsam mit ihrem Mann arbeitet die Theologin seit 20 Jahren in der Pfarrei. Im Sitzungszimmer zündet die Luzernerin eine Kerze an, bevor sie das

Gespräch beginnt. Dann sagt sie Sätze, die vor einigen Jahrzehnten das alte Gebäude zum Beben gebracht hätten. «Wir müssen die klerikalen Krusten aufbrechen, wenn die Kirche eine Zukunft haben soll.» Jost ist überzeugt, dass die urchristlichen Werte immer eine Bedeutung haben werden. Aber sie fragt sich: Wird dies in ein paar Jahren «noch im Gefäss der Kirche» sein? Auch deshalb engagiert sich die Vize-Präsidentin des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes bei der «Allianz Gleichwürdig Katholisch», die vor wenigen Wochen gegründet wurde. Sie will schweizweit ein Netzwerk für alle bilden, die sich für eine erneuerte, gleichberechtigte und glaubwürdige Kirche einsetzen. Gleichwürdig, unabhängig von Geschlecht und Lebensform. Mehr gute Nachrichten von der Basis, weniger Vertuschung und Missbrauch. «Das klerikale römische System ist oft ein Deckel, der das viele Gute verdeckt, das in der Kirche getan wird», sagt Jost. Die Kirche ist für sie ein Ort des gesellschaftlichen Kitts, weniger individualistisch als viele andere spirituelle Angebote. Während der Staat nur das Grundlegende des Zusammenlebens regelt, könne die Kirche Orientierungspunkte

und Werte liefern. «Sie zeigt, dass es im Leben um mehr geht, als nur das Beste für sich herauszuholen.»

Solothurn: Im Zentrum der Macht angekommen

Wenn man in geselliger Runde neue Leute kennenlernt, kommt irgendwann die Frage: Wo arbeitest Du? Es gab Momente, da behielt Barbara Kückelmann lieber für sich, dass sie bei der katholischen Kirche angestellt ist. Sie wusste: Sonst wird sie sogleich auf all das behaftet, was aus Sicht der Leute in der Kirche falsch läuft. Und je weiter weg jemand von der Kirche ist, umso schwieriger wird das Gespräch. «Ich kann und will mich nicht immer rechtfertigen für Themen, die die römische Institution vorgibt», sagt Kückelmann. Schliesslich hadert auch sie manchmal, kämpft für eine Kirche, wo Hautfarbe, sexuelle Orientierung oder Geschlecht keine Rolle spielen. Schliesslich weiss sie, dass die Basis oft sehr viel weiter ist, als sich dies die Leute draussen vorstellen.

Die Theologin gehört zu den wenigen Frauen, die eine Führungsposition auf der Leitungsebene eines Bistums innehaben. Seit 2016 ist sie Pastoralver-



Bilder: Ifh

antwortliche im Bistum Basel. «Ich kann mitgestalten», sagt Kückelmann an einem grossen Holztisch am Bischofssitz in Solothurn. Ihr Entscheid für die Kirche ist gepflastert mit dem Wort «obwohl»: Geboren im Ruhrgebiet (D) entschied sie sich für den Dienst in der Kirche, «obwohl ich eine Frau bin. Obwohl ich wusste, dass ich nie Priesterin werden kann.» Doch sie entschied sich, drinnen für Veränderungen zu kämpfen. Und dies gelingt: Als Verantwortliche für die Regenbogenpastoral versucht sie, gegen jede, auch kirchliche Diskriminierung von Schwulen und Lesben hinzuwirken. Und vor allem hat Kückelmann an einer kleinen Schrift mitgearbeitet, die die Bischöfe von Basel und St. Gallen kürzlich veröffentlicht haben. Es ist ein ganz neuer Ansatz, wie die Kirche Familien begegnet. Eine demütige Kirche, die lernen will von Familien, Geschiedenen oder gleichgeschlechtliche Paaren – und diese akzeptiert. Es ist eine deutliche Abkehr von einer Kirche, die den Leuten einst vorschrieb, wie Sexualmoral und Familie auszusehen haben. «Wir ringen um den richtigen Weg», sagt Kückelmann.

Drei Frauen, drei Biografien. Eines eint sie. Sie fanden in ihrer Jugend zur Kirche. Doch was ist, wenn immer weniger Jugendliche diese Erfahrung überhaupt machen? «Die Langsamkeit des Wandels kann anstrengend sein», sagt Kückelmann. Hoffnung gibt ihr Ostern. Die Kreuzigung, die Auferstehung: Sie zeigen ihr, dass das Leben stärker ist als der Tod. Das grösste Widerstände überwunden werden können. «Das ist eine unglaubliche Triebfeder für mein Leben», sagt sie. Und langsam kommen sie, die Zeichen des Aufbruchs. Als Rom die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare verbot, wählten Bischöfe in der Schweiz so deutliche Worte, wie sie Bischöfe nur selten nach Rom richten. Sie blieben nicht allein. Theologin Kückelmann sagt: «Dies hat es so wohl noch nie gegeben.» Zeit zum Aufatmen.

Stossen wir aufs Leben an!

Ostern ist alles: Tod und Auferstehung, ewiges Leiden und ersehnte Erlösung. Wir können uns aus diesem Zyklus heraus ein Beispiel für die Krise nehmen. Und zwischenzeitlich radikal akzeptieren, dass jetzt alles erst mal weitergeht wie bisher. Ein Essay.

Anna Miller

Wir essen noch ein letztes Mal zusammen, wir sitzen alle an einer langen Tafel und freuen uns aneinander, eine letzte, gemeinsame Nacht, bevor Krise und Tod und Leiden über uns hereinbrechen und nichts mehr so ist, wie es war. Auch wir hatten eine Art letztes Abendmahl, vor der Corona-Krise, wir als Menschen, als Gruppe, als Familie, als Nation, als Welt, wir hatten eine Zeit vor März 2020, und seither hocken wir in unseren Stuben und hoffen auf Erlösung, auf irgendeine höhere Macht, die kommt und uns rettet, entweder glauben wir an einen Gott oder wir glauben an die Wissenschaft, vielleicht glauben wir auch einfach an beides oder an nichts davon.

Seit über einem Jahr zieht sich diese Krise mittlerweile dahin. So zäh und so langwierig, dass wir darin kaum mehr Hochs und Tiefs erleben. Wir stecken fest, in einer Situation, die immer neue Wendungen nimmt, aber im Moment noch selten gute. Wir schauen über die Grenzen hinüber zu anderen Ländern, Länder wie Israel oder Grossbritannien, die Krise scheinbar so viel besser können als wir, die schon grosse Teile ihrer Bevölkerung durchgeimpft haben, eine vermeintliche Sicherheit, derweil tauchen erste Meldungen von neuen Mutationen auf, gegen die auch die neuste Impfung nichts nützt.

Wir fühlen uns verraten und bestraft, wenn wir mitbekommen, wie einige von uns die ersten Reisen auf die Balearen unternehmen oder Skifahren gingen oder sich mit Hunderten anderen Jugendlichen auf einem Platz in St. Gallen treffen, um Party zu machen. Wir spüren einen Drang in uns, Andersdenkende zu verspotten. Wir haben in Diskussionen manchmal Zweifel an unserer eigenen Wahrheit und dann aber doch einen unerschütterlichen Glauben daran, dass wir auf der vermeintlich richtigen Seite der Diskussion stehen, zu wissen glauben, was die Politik falsch macht, wie wir es alle besser machen müssten, was dieser ganzen Katastrophe noch fehlt, um endlich in Erlösung zu münden und wer daran schuld ist, dass alles anders ist, als wir es uns wünschen würden.

Diese Krise ist unser aller Leidensweg.

Wir tragen allesamt ein Kreuz, wir tragen es den Berg hoch und wir tragen es an anderen Menschen vorbei, bloss, dass wir es auf dieser Reise nicht alleine tragen, auch wenn es sich manchmal berechtigterweise so anfühlt, und wir uns als Gesellschaft noch dazu

entscheiden können, ob wir der Demütigung des Einzelnen Raum geben wollen und uns alle gegeneinander auflehnen, oder ob wir zusammenstehen wollen.

Und das Schlimmste ist, dass wir nicht wissen, wie lange wir noch schleppen. Ob das Leiden ein Ende hat. Wie dieses Ende aussieht. Ob Erlösung kommt und wenn ja, in welcher Gestalt, in welcher Form.

Sollen wir nun über das Prinzip Hoffnung nachdenken? Nach all den Monaten des Hoffens und Bangens und immer neuen Enttäuschungen, haben wir da überhaupt noch Zeit und Geduld und Kraft? Ist denn ein Ende in Sicht? Ist denn da Licht am Ende des Tunnels? Leiden wird erträglich, wenn man glaubt und hofft, und wenn das Ende des Tunnels in Sicht ist. Wenn man keine Perspektive hat und das Leiden zum grossen, dauerhaften Zustand wird, dann ist Hoffnung nicht mehr so leicht zu wecken.

Vielleicht ist es in Ordnung, für ein paar kurze Momente nicht mehr zu hoffen. Sich nicht ständig aufzuraffen und an das Gute zu glauben. Vielleicht ist der Moment gekommen, die Realität anzuerkennen, wie sie ist. Ungeschönt. Nackt. Radical Acceptance nennt sich das in der Psychologie, radikale Akzeptanz. Klingt erst mal furchtbar. Nach Aufgeben. Nach Resignation.

Doch es ist das Gegenteil davon. Nur, weil wir akzeptieren, wie ein Zustand gerade ist,

wie wir uns gerade fühlen, wie der andere sich gerade verhält, heisst das nicht, dass wir es auch gutheissen oder sogar wollen. Aber wir anerkennen dennoch die Realität. Wir wollen und können sie nicht mehr ändern, weil sie gerade ist, wie sie ist, und das an sich ringt man sich durch zu dieser Akzeptanz, hat etwas Erlösendes. Wir müssen dann nicht mehr die Bürde der blinden, ablehnenden Wut tragen, und wir müssen auch nicht an der Realität verzweifeln. Indem wir uns für sie öffnen, können wir sie stehen lassen. Und sie uns.

Das Konzept der radikalen Akzeptanz ist der Achtsamkeitsidee des Buddhistischen entlehnt und wird im psychotherapeutischen Zusammenhang eingesetzt, um eine Reihe von psychischen Störungen zu mildern. Es wird davon ausgegangen, dass psychisches Leiden auch daher rührt, dass wir uns zu sehr mit unseren Gedanken und Emotionen identifizieren und gleichzeitig vermeintlich negative Gedanken und Emotionen in uns übermässig ablehnen. Wir lehnen also unsere eigene Realität und unser eigenes Sein als vermeintlich falsch ab, und auch die Umwelt. Die sogenannte Akzeptanz- und Commitmenttherapie kann unter anderem bei Angst-erkrankungen, bipolarer Störung und Essstörungen helfen.

Doch auch wenn wir nicht klinisch krank sind, auch wenn wir nicht täglich hadern, kann uns gerade jetzt Akzeptanz

helfen, mit der aktuellen Krise besser zurechtzukommen. Denn sie hilft uns, uns selbst ernst zu nehmen, uns und unsere Gefühle, seien sie in den Augen anderer noch so unberechtigt oder berechtigt, besser anzunehmen. Und sie kann Kräfte bündeln für Neuanfänge und alternative Wege aus der Krise, weil unsere Ressourcen nicht ständig von Selbstzweifeln und dem Kampf gegen uns selbst oder die Realität gefressen werden.

Wir können beispielsweise anerkennen, dass wir in den letzten Monaten Dutzende kleine Tode gestorben sind, auch wenn wir noch leben. Aus Sorge um Angehörige oder aus Frust, weil das Leben scheinbar zum Stillstand kam. Wir können anerkennen, dass vieles gestorben und verwelkt ist, was wir vor einem Jahr noch für lebendig und unentbehrlich hielten. Reisen, Freundschaften, Arbeitsplätze, Beziehungen.

Annehmen, dass wir nicht mehr müssen, nicht mehr können, dass wir nicht hoffnungsfroh sind und es auch nicht sein müssen, dass diese Ostern wieder anders wird als die vorletzte und doch auch ein bisschen gleich wie letztes Jahr, kann helfen. Ausgerechnet die Akzeptanz von Stillstand, Tod und das sich Fallenlassen in den Zyklus des Lebens ermöglicht Wandel und Neubeginn.

Alles in der Natur muss vergehen, um neu blühen zu können, jetzt war gerade wieder Zeitumstellung, die ersten Narzissen öffnen sich, die Vögel zwitschern von den Bäumen, Ostersonntag aufersteht Jesus, wir suchen wieder Eier und Milkschokoladen-Hasen, ein paar Kirchenglocken läuten, wie alle Jahre, ein paar Kirchenglockengegner nerven sich. Wir werden wieder mit den Augen rollen, weil unsere Familie am Osterisch wieder die gleichen Geschichten erzählt wie jedes Jahr, vielleicht gibt's noch einen Osterspaziergang an der Sonne, einige fahren ins Tessin, es werden wieder Staumeldungen durch den Äther fließen, und einige machen fluchend und rauchend an der Raststätte Halt.

Vieles wird anders sein, vieles genau wie immer, wir werden noch viele kleine Tode sterben und ab und an aufhören zu hoffen, vielleicht werden wir dann ein paar Momente haben, in denen wir die Realität dann doch akzeptieren können, radikal, so, wie sie gerade ist, und uns fallen lassen da hinein, und irgendwann wird die Erlösung kommen oder auch nicht.

Egal, wir leben weiter, stossen wir aufs Leben an!



Ein Weg des Hoffens und Banges voller Licht und Schatten. Bild: Getty